

Eric-Emmanuel Schmitt
Hotel
zu den zwei Welten
Theaterstücke



Eric-Emmanuel Schmitt

Hotel zu den zwei Welten

Theaterstücke

Aus dem Französischen von Annette und Paul Bäcker

 | E-BOOKS

Biografie

Eric-Emmanuel Schmitt, geboren 1960 in St.-Foy-les-Lyons, studierte Klavier in Lyon und Philosophie in Paris. Anfang der 90er Jahre begann er als Autor für Theater, Film und Fernsehen zu arbeiten. Er lebt heute in Brüssel. Seine erste Prosapublikation in deutscher Sprache ›Monsieur Ibrahim und die Blumen des Koran‹ (Fischer Taschenbuch Band 16117) begeisterte Hunderttausende von Leserinnen und Lesern und wurde mit dem Deutschen Bücherpreis 2004 als »Publikumsliebling des Jahres« ausgezeichnet. Seine Werke wurden in 40 Sprachen übersetzt und haben sich mehr als zehn Millionen Mal verkauft. Für seine Theaterstücke wurde Eric-Emmanuel Schmitt u.a. 2001 mit dem Grand Prix du Théâtre de l'Académie française ausgezeichnet. Zuletzt erschien in deutscher Übersetzung: ›Die Träumerin von Ostende‹, Frankfurt 2011.

Inhalt

Vorwort

Hotel zu den zwei Welten

Frédérick oder Boulevard des Verbrechens

Der Besucher

Der Freigeist

Enigma

Anhang

Vorwort

Es gibt immer ein erstes Mal ...

Mein erstes Mal erlebte ich als Zehnjähriger im Theater Célestins in Lyon, meiner Heimatstadt. Meine Mutter setzte meine große Schwester und mich, mit den Eintrittskarten in der Tasche, auf der Freitreppe ab und versprach, uns drei Stunden später wieder abzuholen.

In dem vollbesetzten, von Flüstern erfüllten Saal brachte uns eine mürrische Platzanweiserin in die erste Reihe, was meiner großen Schwester gar nicht gefiel. »Von hier aus können wir den Schauspielern ja direkt in die Nasenlöcher schauen! Wir bekommen ihre ganze Spucke ab!«, maulte sie und drückte sich an die Rückenlehne. Noch bevor sich der Vorhang hob, war ich fasziniert.

Wovon? Von eben diesem Vorhang. Es handelte sich um ein Ölgemälde, das wie voluminöser, durch viele Falten aufgebauschter Samt wirkte, mit vergoldeten Stickereien am Rand und mit Raffhaltern, von Perlen besetzt. Diese Mogelei fand ich armselig und prachtvoll zugleich – armselig, da ich genau sah, dass der gemalte Stoff zweidimensional war und nur prunkvoll wirkte, weil er einen üppigen Faltenwurf vortäuschte. Dadurch, dass ich die Augen zusammenkniff und

das Bild durch die halb geschlossenen Lider betrachtete, meinen Blick mal unscharf, mal präziser fokusierte, versuchte ich, auf den Trompe l'oeil-Effekt hereinzufallen. Vergebens! Die einzige Möglichkeit, mich selbst hinters Licht zu führen, ergab sich nicht durch Sehen, sondern rührte vom Kopf her: man musste sich auf die Täuschung einlassen. Noch ehe das Stück angefangen hatte, ahnte ich, dass jedes Vergnügen, das ich haben würde, ebenso stark von mir selbst abhing wie von dem, was sich auf der Bühne abspielte.

Der Vorhang schwang sich zum Schnürboden empor, wo ich die Kulissen in Form von bemalten Leinwänden entdeckte. Wieder saugte sich meine Aufmerksamkeit an den Details fest: Auch wenn ich glauben konnte, dass es Perspektiven gab, Tiefen, so würden sich, wenn jemand eine Tür zuschlug, die Bühnenbilder leicht bewegen und somit verraten, dass sie flach waren. Der Gipfel wurde im zweiten Akt erreicht, der in einem Laden spielt: Dort hingen an alten Holzbalken Schinken aus Pappe, die mich restlos faszinierten! Innerhalb einer einzigen Sekunde schwankten diese Schinken zwischen echt und falsch; mal hielt ich sie aufgrund ihrer Formen und ihrer Farben für echt, mal aufgrund ihrer hohlen Leichtigkeit für unecht; doch sobald ich sie für unecht hielt, erschienen sie mir plötzlich echt. Kurz und gut, ich erlag dem Reiz des Bühnenzaubers, diesem ständigen Hin und Her zwischen wahr und falsch. Diese Schinken aus Pappe waren es, die mir den Zugang zum Theater erschlossen – diesem Ort, an dem die Realität die Hilfe der Einbildungskraft braucht, um existieren zu können. Ja,

während ich das Theater nicht brauchte, brauchte das Theater *mich*, denn auf diese trügerische Welt fällt nur herein, wer sich täuschen lassen will. Ich freute mich unbändig, dass mir eine Rolle zufiel.

Und das Stück selbst? Nun, wie die Bühnenwirksamkeit brauchte es zwei Akte, um mich in seinen Bann zu ziehen – und *Cyrano de Bergerac* hat zum Glück fünf Akte! Die Tatsache, dass die Personen auf der Bühne in Versen sprachen, überraschte mich keineswegs: im Gegenteil. Ihre künstliche Sprache passte in meinen Augen bestens zu dieser Welt der Illusionen. Warum hätten sie wie jedermann sprechen sollen, diese bunt gemischten Männer und Frauen, die sich ohnehin nicht in einem normalen Universum bewegten? Ihre Sprache – präzise, ausgefallen, poetisch –, ihre Brillanz, die virtuose Schlagfertigkeit gehörten mit zum Schauspiel. Jede sprachliche Banalität hätte die Kontinuität der Verzauberung gebrochen.

Als Nächstes fesselte mich die Handlung. Der großartige Cyrano, der glaubt, dass er nicht in der Lage ist, eine Frau zu verzaubern, überraschte mich: Als er begreift, dass die vornehme Roxane seinen Rivalen Christian bevorzugt, verbirgt er seine Enttäuschung und unterstützt Christian, der ebenso gutaussehend wie dumm ist. Anstelle des dümmlichen Schönlings ersinnt er des Nachts Sätze der Liebe und bringt am Rande des Schlachtfelds feinsinnige Briefe an das geliebte Wesen zu Papier. In atemloser Spannung verfolgte ich mit, wie Christian bei der Belagerung von Arras stirbt und Cyrano überlebt. Zwanzig Jahre später gesteht ihm Roxane, sich kaum

noch an Christians hübsche Züge zu erinnern, dass sich aber jedes einzelne Wort, das er ihr jemals schrieb, ins Herz eingebrannt habe. Der bereits mit dem Tode ringende Cyrano erkennt, dass er sehr wohl hätte geliebt werden können, und vor allem, dass Roxane in Wahrheit *ihn* liebte. Doch es ist bereits zu spät; er stirbt.

Hatte ich anfangs noch über Cyranos Possen gelacht, so kämpfte ich bald schon gegen meine Ergriffenheit an, je mehr sich das Geschehen verdüsterte. Irgendwann konnte ich mich dann nicht länger beherrschen und begann zu schluchzen; und zu meiner Beschämung brach ich sogar in Tränen aus.

Welch sonderbare Tränen ... so schmerzlich und so angenehm zugleich ... Zum ersten Mal in meinem Leben weinte ich nicht um mich, sondern um einen Anderen. Ich, ein Kind, das sich ohne Zweifel geliebt fühlte, war plötzlich voller Empathie, gab meine bisherige Sichtweise auf, ließ meinen Egoismus hinter mir, fühlte mit einer fremden Person mit; ich verspürte das Leid und das Mitgefühl, von dem Aristoteles spricht, oder vielmehr den Kummer des Mitgefühls. Meine Tränen hatten einen Namen; es waren altruistische Tränen, philanthropische Tränen. Ein bislang unbekanntes Gefühl der Brüderlichkeit mit einer Person aus einem früheren Jahrhundert, mit der ich absolut nichts gemeinsam hatte, erweiterte mein Bewusstseinsfeld der Anteilnahme.

Als im Saal die Lichter angingen, dachte ich, die anderen Zuschauer – allen voran meine Schwester – würden sich über mein verheultes Gesicht lustig machen. Doch als ich es dann

wagte, mich umzublicken, sah ich nur gesenkte Blicke, verquollene Augen und gerötete Nasen.

Diese Entdeckung versetzte mich in einen euphorischen Zustand. Meine Tränen hatten mich nicht nur gewandelt, ich teilte sie auch mit achthundert Erwachsenen. Während ich von der Menschenmenge zum Ausgang geschoben wurde, gelobte ich mir, so bald wie möglich an diesen magischen Ort zurückzukehren.

Meine Mutter erwartete uns im Foyer und war gerührt, als sie unsere bestürzten Mienen sah. Sie beugte sich herab und nahm mich in die Arme.

»Und, hat es dir gefallen?«

»Ja. Sehr. Später will ich das auch machen.«

»Was – das?«

»Alle zum Weinen bringen.«

»Du willst Schauspieler werden wie Jean Marais?«

Sie dachte an ihr großes Idol, den Schauspieler Jean Marais, den Geliebten des Dichters Cocteau, der die Rolle des Cyrano gespielt hatte.

Ich schüttelte den Kopf, blickte zum Plakat und las, was darauf stand: »Nein, ich will Edmond Rostand werden.«

Zwar haben mich in der Folgezeit andere Schriftsteller geprägt und noch tiefergehender inspiriert – Sophokles, Molière, Marivaux, Pirandello, Shaw, Anouilh, Ionesco..., doch Edmond Rostand bleibt für mich eine Quelle, zu der ich immer wieder zurückkehren kann.

Cyrano de Bergerac ist ein Paradebeispiel für ein Theaterstück, das populär ist und zugleich bildet. Obwohl es seit seiner triumphalen Generalprobe Millionen von Zuschauern gefesselt hat, ist es in erster Linie ein Schauspiel in Versform, von einem Dichter geschrieben und einem anderen Dichter gewidmet. Edmond Rostand hat bewiesen, dass man auch mit Kultur die Massen bewegen kann, sofern man sie wirklich vermitteln will. Wenn elitäre Inhalte nicht auf den kleinen Kreis der geistigen Elite beschränkt werden, können sie jeden berühren. Indem ich in einige meiner eigenen Stücke – *Der Besucher, Der Freigeist, Hotel zu den zwei Welten* – philosophische Inhalte einbrachte, habe auch ich diesen Versuch unternommen.

Dieser *Cyrano* war der Grundstein, auf den mein ganzes Theaterleben aufbaute: Ich habe ihm nicht nur meine erste Erfahrung mit dem Theater zu verdanken, sondern auch mein erstes Erlebnis des Humanismus, das mich im Gleichklang schwingen ließ mit Personen, die mir so fernstanden. Ich verließ die Vorführung mit einem Gefühl der spirituellen Bereicherung.

Das Theater ermöglicht eine humane Erfahrung. Aber aufgepasst, ich spreche mit Absicht von »humaner Erfahrung«, da es sich um eine aktive Teilnahme handelt, nicht um eine Lektion, die einem erteilt wird. Der Zuschauer spürt das Humane, diese schicksalhafte Verbindung, die man mit anderen teilt, mittels Freude und Ergriffenheit.

Später, während meines Philosophiestudiums und nachdem ich es abgeschlossen hatte, konnte ich den Humanismus als Geisteshaltung benennen und darüber diskutieren. Doch nichtsdestotrotz hatte ich ihn zuvor auch gespürt ... Und genau das unterscheidet die Kunst von der Philosophie.

Die Philosophie erklärt, das Theater präsentiert.

Philosophie urteilt, Theater erzählt.

Philosophie regt zum Diskutieren an, das Theater zum Fühlen.

Philosophie will überzeugen, das Theater will die Menschen berühren.

Das Theater bedient sich der Gefühle, um die Grenzen des Geistes zu verrücken; die Philosophie bedient sich der Logik. Sie wendet sich nur an einen Teil des Geistes, an den Intellekt, während das Theater den gesamten Menschen anspricht – Intellekt, Herz, Vorstellungskraft, Körper.

Beide, Philosophie und Theater, erweisen sich als Fiktionen, doch in dem einen Fall handelt es sich um eine Fiktion mit Argumenten, im anderen um eine Fiktion ohne Argumente.

Heute, rund vierzig Jahre nach meinem ersten Theaterbesuch und nach zwanzig Jahren des Schreibens, weigere ich mich, eine Hierarchie zwischen Theater und Philosophie zu erstellen, den beiden Leidenschaften meines Lebens; ich begnüge mich damit, die Unterschiede hervorzuheben und mich zu freuen, wenn sie auf der Bühne manchmal zusammentreffen und denselben Werten dienen.

Denn diese beiden Praktiken haben einen Nutzen. Weit davon entfernt, sich selbst zu genügen, ist unser Leben ihre Bestimmung. Sie dienen dazu, uns zu besseren Menschen zu machen, unsere Ängste zu mildern, uns einander näherzubringen, das Geheimnis des Menschseins erträglich, oder besser gesagt, es bewohnbar zu machen.

Ohne diese Ansprüche ist »alle Philosophie nicht eine Stunde der Mühe wert«, wie Blaise Pascal sagte. Dem möchte ich hinzufügen, dass das Theater, solange es nur als reines Vergnügen daherkommt, es auch nicht verdient, dass man ihm eine Stunde widmet, und sei sie noch so vergnüglich.

Eric-Emmanuel Schmitt

Hotel zu den zwei Welten

(Hôtel des deux mondes)

»Nichts ist so sicher wie das Unsichere.«

François Villon

Personen

Julien Portal

Magier Radschapur

Doktor S...

Präsident Delbec

Laura

Marie

Ein junger Mann in Weiß

Eine junge Frau in Weiß

Eine Dekoration

Am Anfang ein äußerst seltsames Geräusch, es erinnert an einen kräftigen Luftzug ...

Dieser Wind scheint eine unendliche Kraft zu haben, eine Energie, als könne er beim Durchzug alles einsaugen, alles, was auch immer, auf den Flügeln seines Sogs hinwegtragen: Menschen, Schiffe, Bäume, Häuser ...

Immer stärker wird dieses Brausen, es schwillt an, wird brüllend, immer lauter, bis hin zur Unerträglichkeit, ebbt dann in ein paar Sekunden ab – und in seinem letzten Säuseln hört man, wie ein Fahrstuhl anhält.

Die Bühne wird hell.

Die Empfangshalle eines Hotels.

Dezent, aber mit allem Komfort ausgestattet, gedämpftes künstliches Licht, die für diese Art Empfangshallen üblichen Sessel und niedrigen Tische, ein Empfangsschalter – im Moment noch leer – zwei Flure, die zu den Zimmern der potentiellen Gäste führen, einer ist mit dem Buchstaben »F«, der andere mit dem Buchstaben »U« gekennzeichnet.

Das Leuchtzeichen über dem Fahrstuhl zeigt an, das gerade jemand angekommen ist. Ein leises Klingeln. Die beiden Schiebetüren des Aufzugs öffnen sich.

Ein wenig benommen, als stünde er unter Schock, reibt sich Julien, ein noch junger Mann, bekleidet mit einem hellen Regenmantel, mit einer Hand den Kopf, mit der anderen hält er sich an der Wand des Fahrstuhls fest. Nachdem er sich die Stirn massiert hat, sammelt er seine Kräfte und geht langsam über die

Schwelle. Er geht noch etwas unsicher, als hätte er soeben einen Unfall gehabt, der ihn aus dem Gleichgewicht gebracht hat. Er schaut sich einen Moment lang um, geht dann zur Rezeption. Sofort erscheint ein Angestellter, ein feingliedriger und ganz in Weiß gekleideter junger Mann, der ihn freundlich anlächelt. Julien hält sich am Rezeptionstisch fest.

JULIEN:

Wo bin ich? *(Als einzige Antwort reicht ihm der Mann sanft einen Schlüssel, den Julien an sich nimmt.)* Sie haben recht, ich werde mich ausruhen. *(Der Mann macht ein Zeichen. Eine junge Frau, auch ganz in Weiß, ebenso anmutig, ebenso schweigsam, erscheint und geht zu Julien. Als hätte sie zu Julien gesprochen, antwortet er ihr.)* Ja, ich habe Gepäck, es ist in meinem Wagen, aber ... *(Er sucht in den Taschen seines Regenmantels nach den Schlüsseln, findet sie aber nicht, entmutigt.)* Vergessen Sie's, das regeln wir später ... *(Die Angestellte nimmt ihn am Arm und führt ihn zum Korridor »F«.* Plötzlich bleibt Julien stehen und dreht sich um.) Vielleicht brauchen Sie meinen Namen ..., falls jemand für mich anruft ... *(Der junge Mann zeigt ihm das Gästebuch.)* Ach ... Sie haben ihn schon eingetragen ... gut ... *(Er scheint ziemlich verwirrt.)* Ja, Sie haben recht, ich werde mich ausruhen ...

*Die Angestellte stützt ihn und beide gehen im Flur »F« ab.
Aus dem Flur »U« kommen zwei andere Personen, zuerst der
Magier Radschapur in einem seidenen Morgenmantel, er schaut
um die Ecke.*

MAGIER:

Ich sag's Ihnen, ein Neuer ist angekommen!

Ihm folgt der Präsident, ein ziemlich hagerer Mann, konservativ, distinguiert gekleidet wie Herren, die sich vor allem selbst für Ehrenmänner halten.

PRÄSIDENT:

Aber nein, ich habe nichts gehört.

MAGIER:

Klar, Sie sind ja auch taub wie ein Küchentopf.

PRÄSIDENT:

(beleidigt) Bitte?

MAGIER:

Da, sehen Sie! *(Er wendet sich an den Angestellten am Empfang.)*

Raphael, da ist doch gerade jemand angekommen, nicht wahr?

(Der junge Mann lächelt. Der Magier interpretiert das als »Ja«.)

Na also, dann habe ich mich doch nicht geirrt!

PRÄSIDENT:

(überrascht) Sie nennen ihn Raphael? Ich nenne ihn Gabriel.

MAGIER:

Und antwortet er Ihnen?

PRÄSIDENT:

Selbstverständlich.

MAGIER:

Dann haben wir also beide recht.

PRÄSIDENT:

Ganz und gar nicht. (*wendet sich zum Empfang*) Gabriel, heißen Sie Raphael oder Gabriel? (*Aber der junge Mann ist bereits wortlos verschwunden.*)

MAGIER:

(*setzt sich*) Wieso können Sie nicht ertragen, dass wir beide recht haben?

PRÄSIDENT:

Weil Sie das eine sagen und ich das andere.

MAGIER:

Und?

PRÄSIDENT:

Weil die Wahrheit naturgemäß das eine ist oder das andere, aber nicht beides zusammen. Entweder. Oder. Entweder haben Sie recht und ich habe unrecht. Oder ich habe recht und Sie unrecht.

MAGIER:

Ihre Wahrheit kann also die meine nicht tolerieren?

PRÄSIDENT:

Richtig.

MAGIER:

Verstehe ... Ein bisschen wie eine Ehefrau: Die teilt man auch nicht gern.

PRÄSIDENT:

Ich habe Frau Präsident nie, mit wem auch immer, geteilt.

MAGIER:

Das glaub ich gern. Vor allem, nachdem Sie mir gestern ihr Foto gezeigt haben.

PRÄSIDENT:

(beleidigt) Bitte?

MAGIER:

(wiederholt, als würde er zu einem Schwerhörigen sprechen) Sie haben mir gestern ihr Foto gezeigt! *(Der Magier faltet seine Zeitung auseinander und fängt an zu lesen. Was den Präsidenten nicht davon abhält weiterzureden.)*

PRÄSIDENT:

Haben Sie heute schon Doktor S... gesehen? *(Der Magier will antworten.)* Ich noch immer nicht. Dabei habe ich ausdrücklich für heute früh um einen Termin gebeten, und bisher hat man mir darauf keine Antwort gegeben. Behandelt man so einen Menschen? Ich frage Sie? *(Der Magier will antworten.)* Das ist völlig indiskutabel. Über jeden von uns wurden schließlich genaue und präzise Unterlagen angelegt, daher müsste Doktor S... doch wissen, mit wem er es zu tun hat. Glauben Sie, dass dieser Doktor überhaupt kompetent ist? *(Der Magier will antworten.)* Ich stelle fest, dass Ärzte heutzutage höchst unzureichend ausgebildet werden, man stopft sie mit Fachwissen voll wie eine Weihnachtsgans, aber das Wichtigste bringt man ihnen nicht bei: Manieren. In der modernen Medizin hat man es nicht mehr mit gebildeten Menschen zu tun, sondern mit ausgebildeten Barbaren. Meinen Sie nicht

auch? (*Der Magier macht den Mund auf.*) Natürlich hat das mit der Verkommenheit dieser Generation zu tun, die weder Hunger, Kälte noch Krieg gekannt hat, die seit ihrer Geburt mit dem Arsch in der Butter hockt. Was kann man da schon erwarten!

MAGIER:

Präsident, schätzen Sie eigentlich die Antworten, die ich auf Ihre Fragen gebe?

PRÄSIDENT:

Bitte?

MAGIER:

(*wieder wie zu einem Schwerhörigen*) Ob Sie meine Antworten mögen?

PRÄSIDENT:

Was reden Sie denn da? Natürlich schätze ich eine Konversation mit Ihnen, aber, verdammt noch mal, ich wünsche keine Unterbrechung, wenn ich rede.

Der Magier stößt einen Seufzer aus und nimmt die Zeitung wieder hoch.

MAGIER:

Das Geräusch, das ich beim Lesen mache, das stört Sie doch hoffentlich nicht?

PRÄSIDENT:

Bitte?

In diesem Augenblick kommt Marie herein.

MARIE:

Viermal hab ich mein Bett gemacht, fünfmal das Waschbecken geputzt, dann die Falten von meinen Gardinen glatt gestrichen, weiß jetzt wirklich nicht mehr, was ich weiter mit mir anfangen soll. Haben Sie nicht zufällig irgend'ne kleine Arbeit für mich, weiß nicht was, Knöpfe annähen oder so?

PRÄSIDENT:

(zu Marie) Haben Sie Doktor S... gesehen?

MARIE:

Nein. Obwohl ich drum gebeten hab.

PRÄSIDENT:

Das ist unerträglich. Man behandelt mich wie eine Putzfrau!

MAGIER:

(entsetzt) Präsident!

MARIE:

Er hat recht, ich bin wirklich Putzfrau.

MAGIER:

Herr Präsident, hier gibt es für keinen Privilegien.

PRÄSIDENT:

Gleichmacherei, nehme ich an? Diese republikanische Pest hat bereits alles infiltriert. Kein Mensch achtet mehr darauf, wer wer ist. Der Wert eines Menschen hat keine Bedeutung mehr.

MAGIER:

Für mich liegt der Wert eines Menschen darin, dass er ein Mensch ist, mehr nicht.

PRÄSIDENT:

Schwachsinn! Gefährlicher Schwachsinn!

MARIE:

(zum Magier) Der Herr hat recht: Man kann doch 'nen Präsidenten nicht mit 'ner Putzfrau vergleichen.

PRÄSIDENT:

Da, sehen Sie! Sogar sie gibt das zu! Und was, liebe Frau, ist Ihrer Meinung nach der Unterschied?

MARIE:

Ähm ...

PRÄSIDENT:

Doch, doch, ich bestehe darauf. Um unseren Freund hier aufzuklären ... *(lauter)* ... und Doktor S..., falls er uns zuhört! Also, was ist, Ihrer Meinung nach, der Unterschied zwischen einem Präsidenten und einer Putzfrau?

MARIE:

Meiner Meinung nach? Na ja, erst mal eine Frage des Büros ...

PRÄSIDENT:

(ermutigt sie) Ja?

MARIE:

Der Präsident macht sein Büro dreckig, die Putzfrau macht es sauber.

MAGIER:

(amüsiert) Und was noch?

MARIE:

Na ja, die Art, wie man redet. Der Präsident redet mit allen Leuten, als wären sie Scheiße, die Putzfrau dagegen, als wär sie selbst Scheiße.

MAGIER:

Und weiter?

MARIE:

Ein Präsident hat einen ganzen Rattenschwanz von Titeln, die er vor und hinter seinem Namen herumschleppt: der Herr Präsident von Dingsbums, der Herr Generaldirektor der Immobiliengesellschaft der Aktien von Dingenskirchen, Mitglied des Aufsichtsrats von Dingsda, Offizier der Ehrenlegion ... Eine Putzfrau hat bloß ihren eigenen Namen und noch nicht mal den, weil sie den nämlich ganz schnell verliert und dann nur noch 'nen Vornamen hat. Und vielleicht noch nicht mal den ..., daher ist es schon besser, gleich Marie zu heißen, weil man ..., da die Herrschaften meist ein schwaches Gedächtnis haben, ganz schnell zu Marie wird.

MAGIER:

(wendet sich an den Präsidenten) Wirklich, höchst erstaunlich, dass Doktor S... Sie trotz dieser wesentlichen Unterschiede nicht

empfangen hat.

Julien kommt herein. Es scheint ihm ein wenig besser zu gehen.

JULIEN:

Guten Morgen.

Die anderen erheben sich, um ihn zu begrüßen.

JULIEN:

Gestatten, Julien Portal.

MAGIER:

Darf ich Sie mit dem Herrn Präsidenten Delbec bekannt machen, Frau ...

MARIE:

... Marie, wie's sich gehört, Marie Martin.

MAGIER:

Und ich bin der Magier Radschapur.

JULIEN:

Entschuldigen Sie, ich werde Ihnen blöd vorkommen: Ich weiß nicht so recht, was ich hier zu suchen habe. Ich kann mich nicht daran erinnern, in diesem Hotel ein Zimmer reserviert zu haben, und trotzdem, als ich hier ankam, stand mein Name bereits im Gästebuch. Wo ist der Direktor? Wo genau befinden wir uns?

MAGIER:

Was meinen Sie mit genau?

JULIEN:

Welche Stadt? Welche Straße?

MAGIER:

Keine Ahnung.

JULIEN:

Wie? Sind Sie auch erst gerade angekommen?

MAGIER:

Oh, nein. Ich bin der dienstälteste Pensionär in diesem Hotel.
Ich habe mich vor sechs Monaten hier einquartiert.

JULIEN:

Entschuldigen Sie, ich bin heute Morgen ein bisschen konfus im Kopf, es gelingt mir nicht, mich richtig verständlich zu machen.
Wie heißt dieses Hotel?

Die drei Gäste schweigen. Julien schaut von einem zum anderen. Keiner sagt etwas. Julien massiert sich den Schädel. Marie legt ihm eine Hand auf die Schulter.

MARIE:

Hatten Sie einen Autounfall?

JULIEN:

Ja ..., nein ... *(Er denkt angestrengt nach.)* Ich weiß es nicht. Ich war auf der Autobahn, ja, es war Nacht. Auch wenn ich beim Abendessen etwas zu viel getrunken hatte, ich hatte meinen Wagen voll unter Kontrolle, ein Parodéo, neuestes Modell, C6, kennen Sie den?

MAGIER:

Ich kenne nur zwei Arten von Autos: die mit Taxischild auf dem Dach und die ohne.

JULIEN:

Ich bin zwar schnell gefahren, aber ich habe meinen Wagen beherrscht. Ich war auf dem Weg nach Hause.

MARIE:

Hat jemand auf Sie gewartet?

JULIEN:

(senkt den Kopf) Nein.

MARIE: